



Christer Petersen

TERROR UND PROPAGANDA

Prolegomena zu einer
Analytischen Medienwissenschaft

[transcript] Edition Medienwissenschaft

Aus:

Christer Petersen

Terror und Propaganda

Prolegomena zu einer Analytischen Medienwissenschaft

Mai 2016, 290 Seiten, kart., 32,99 €, ISBN 978-3-8376-2243-0

Wie lassen sich Diskurse über politisch motivierte Gewalt analysieren?

Christer Petersen stellt eine Perspektive zur Untersuchung des Zusammenhangs von politischem Terror und der Propaganda seiner massenmedialen Verbreitung vor. Methodisch entwickelt er eine formale Diskursanalyse, die es ermöglicht, medienwissenschaftliche Objekte mittels angewandter Logik möglichst exakt zu beschreiben. Methodologisch werden – im Rahmen einer selbstreflexiven Applikation formallogischer Verfahren auf Gewaltdiskurse – die ersten entscheidenden Schritte hin zu einer neuen medienwissenschaftlichen Disziplin getan und die Prolegomena zu einer Analytischen Medienwissenschaft vorgelegt.

Christer Petersen (Dr. phil.) ist Professor für Medienwissenschaft an der Brandenburgischen Technischen Universität. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Semiotik und der Theorie politischer, technischer und künstlerischer Diskurse.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2243-0

Inhalt

Einführung | 9

- 1 Methodische Einführung:
Klassische und nicht-klassische Kalküle der Logik | 14
- 2 Thematische Einführung:
Eine kurze Mediengeschichte des ›War on Terror‹ | 20

Kapitel 1: Realität massenmedialer Ereignisse | 27

- 1 Ereignis oder Medienereignis | 28
Massenmediale Ereignisstrukturen 1 | 30
- 2 Korrespondenztheorie | 38
Massenmediale Ereignisstrukturen 2 | 42
Kausalität | 49
- 3 Immanenztheorie | 53
Massenmediale Ereignisstrukturen 3 | 59
Esse est percipi | 62
Fiktion oder Realität | 68
Eine Tautologie ist eine Tautologie | 71
- 4 Interdependenztheorie | 72
Realistischer Konstruktivismus | 75
Ereignis und Medienereignis | 79
Massenmediale Ereignisstrukturen 4 | 82
Reale Fiktion und fiktionale Realität | 85
- 5 Wahrheit und Entscheidung | 88

Kapitel 2: Logik des Terrors | 93

- 1 Terrorist oder Freiheitskämpfer | 93
 - Taxonomie erster Ebene: Entscheidungen über politisch motivierte Gewalt | 98
 - Möglichkeiten und Grenzen der Taxonomie erster Ebene | 109
 - ›War on Terror‹ – Plädoyer für eine Begriffsschärfung | 115

- 2 Propaganda | 118
 - Fallbeispiel: Propaganda im Tibetkonflikt 2008 | 119
 - Taxonomie zweiter Ebene: Propaganda über politisch motivierte Gewalt | 133
 - Die innere Struktur nicht-urteilsfähiger Propaganda | 142
 - Möglichkeiten und Grenzen der Taxonomie zweiter Ebene | 153
 - Grenzen der Propaganda: Plädoyer für eine erweiterte Konsistenz | 157

- 3 Ideologeme | 164
 - Taxonomie dritter Ebene: Entscheidungen über Entscheider | 167
 - Transzendente Konsistenz: Spezifizierung der Taxonomie dritter Ebene | 170
 - Mao oder Das Irrationale der Diktatur | 174
 - Expertendiskurse oder Die Diktatur der Elite | 181
 - Habermas oder Das Irrationale der Demokratie | 185
 - Zwischenfazit: Möglichkeiten und Grenzen der Taxonomie | 194

Kapitel 3: Ökonomie der Massenmedien | 197

- 1 Medientechnik | 197
 - Kommunikation und Technik | 202
 - Technik, Ökonomie und Kommunikation | 210

- 2 Medienwerttheorie | 214
 - Preispolitik oder Der Wert der Information | 222
 - Konkurrenz und Gewinn | 225
 - Nachrichtenfaktoren | 228
 - Marktlogik und Nachrichtenwert | 231
 - Faktoren kommerzieller Nachrichten | 241

- 3 Implikationen | 245
 - Subjunktionen | 245
 - Plädoyer für ein System öffentlich-rechtlicher Medien | 249

Fazit | 253

Anhang | 257

Literatur und Quellen | 261

Einführung

Nunmehr 15 Jahre nach dem 11. September 2001 ist die Anzahl der Publikationen, die sich mit dem Themenfeld Terror/Terrorismus befassen, kaum mehr zu überblicken. Neben Verschwörungstheoretikern wie dem emeritierten Religionsprofessor David Ray Griffin (2004),¹ selbst ernannten Experten und Journalisten à la Richard A. Clark (2004) oder Dan Briody (2004) sowie in Deutschland Stefan Aust (2004) und Peter Scholl-Latour (2002)² haben sich Human-, Sozial- und Geisteswissenschaftler aller Disziplinen dem Untersuchungsbereich in seiner ganzen Breite zugewandt. Untersucht wurden unter anderem die politischen und sozialen Implikationen des zeitgenössischen Terrors, dessen inner- und interkulturelle Rezeptionen, Traditionen und Dispositive von Terror und Terrorismus sowie die individuellen und kollektiven Dispositionen terroristischen Handelns. So konnte man in einer psychologischen Fachzeitschrift bereits 2007 lesen:

1 | Der Titel von Griffins *The New Pearl Harbor. Disturbing Questions about the Bush Administration and 9/11* spricht bereits für sich. Als deutsches Pendant zu Griffin (2004) wäre der Sachbuchautor und Dokumentarfilmer Gerhard Wisnewski mit seinen Publikationen *Operation 9/11. Angriff auf den Globus* (2003) und *Mythos 9/11. Der Wahrheit auf der Spur* (2004) zu nennen.

2 | Die Grenzen sind hier fließend: Während Aust und sein Mitherausgeber Cordt Schnibben in ihrer Anthologie über den Irakkrieg dessen Verlauf journalistisch präzise nachzeichnen, legt der im Klappentext von *The Halliburton Agenda* als Bestsellerautor und War-on-Terror-Experte titulierte Journalist Briody (2004) eine lupenreine Verschwörungstheorie vor. Clarke (2004) dagegen hat nach dem Ende seiner fünfjährigen Karriere als National Coordinator for Security, Infrastructure Protection and Counter-terrorism unter Bill Clinton und George W. Bush die ebenfalls deutlich ins Verschwörungstheoretische spielende Abrechnung eines ›Insiders‹ mit der US-amerikanischen Sicherheitspolitik publiziert. Scholl-Latour wiederum fühlte sich nach dem 11. September 2001 als ehemaliger Vietnamkorrespondent dazu berufen, nun als Mahner vor einem brutalen islamischen Fundamentalismus mit seinem Buch durch deutsche Talkshows zu reisen.

Offenbar hat fast jeder Seelenexperte, der etwas über die Wurzeln des Terrors zu wissen meint, in den letzten Jahren ein Buch veröffentlicht – oder einen Artikel in einem Fachjournal. Laut *PsychInfo*, der größten psychologischen Literaturdatenbank, erschienen seit 2001 mehr Beiträge zu diesem Thema als in den 120 Jahren zuvor. (Schäfer 2007: 37)

Zu entsprechenden Ergebnissen führt auch eine kursorische Recherche im Feld der Politologie, der Soziologie und der Kulturwissenschaften. So hat sich der Terror des 11. Septembers in den Publikationslisten praktisch aller führenden westlichen Intellektuellen von Jean Baudrillard (2002) und Judith Butler (2004) über Jacques Derrida (2006) und Jürgen Habermas (2006) bis hin zu Paul Virilio (2002) und Slavoj Žižek (2002)³ niedergeschlagen. Daher zielt die Untersuchung auch nicht auf eine abermalige Analyse des Terrorismus seit dem 11. September 2001. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung geht es vielmehr um eine grundsätzliche und systematische Aufarbeitung der massenmedialen Strukturen politisch motivierter Gewaltakte – und genau in diesem Sinne um *Terror und Propaganda*, namentlich den Terror politisch motivierter Gewalt und die damit verbundene Propaganda ihrer massenmedialen Verbreitung. Die Gewaltakte des 11. Septembers und des ›War on Terror‹ stellen dabei nur einen exemplarischen Ausgangspunkt der Analyse dar. An diesen und anderen Diskursen über politisch motivierte Gewalt und ihre Täter soll überprüft werden, auf der Basis welcher Axiome⁴ solche Diskurse widerspruchsfrei möglich sind, um daran schließlich kritisch bestimmen und begründen zu können, an welchen Stellen faktische Diskurse über politisch motivierte Gewalt inkonsistent, weil widersprüchlich sind. Dabei wird sich die Un-

3 | Damit seien nur einige der Beiträge genannt, auf die ich mich im Verlauf der Untersuchung noch beziehen werde. International müsste hier beispielsweise noch Noam Chomsky (2002, 2004) oder William J. T. Mitchell (2011) genannt werden und national etwa die von Dirk Baecker, Peter Krieg und Fritz B. Simon (2002) herausgegebene Aufsatzsammlung *Terror im System*.

4 | Unter Axiomen verstehe ich ohne weitere Gründe und Rechtfertigungen vorausgesetzte Bestimmungen oder Definitionen. Damit liegt der Begriff des Axioms recht nah am Foucault'schen Begriff des Dispositivs, allerdings mit der entscheidenden Differenz, dass Axiome bewusste/absichtliche Setzungen meinen, während Dispositive eher die Voraussetzungen dafür darstellen, dass Setzungen im Rahmen bestimmter kultureller Diskurse nicht oder nicht mehr hinterfragt bzw. als Setzungen wahrgenommen werden. Siehe ausführlich zum Begriff des Dispositivs sowie des Diskurses etwa Bührmann/Schneider (2008: 23ff.).

tersuchung in Form einer formal-diskursiven Analyse oder formalen Diskursanalyse dem Phänomen politisch motivierter Gewaltdiskurse jenseits gängiger medien- und kulturwissenschaftlicher Praktiken mit den Mitteln einer klassischen zweiwertigen Formallogik⁵ nähern.

Obwohl man die Entstehung der Formallogik bis zu den Ursprüngen der westlichen Philosophie in der Antike zurückverfolgen kann und formallogische Methoden seitdem im philosophischen Diskurs stets gegenwärtig waren, schlagen sich diese im 20. und 21. Jahrhundert vor allem noch in der Analytischen Philosophie, der Sprachphilosophie und Linguistik sowie der Wissenschaftstheorie nieder, jedoch kaum in anderen geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplinen.⁶ So richten sich die quantitativ-empirisch orientierte Soziologie, Politologie, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft am mathematischen Kalkül⁷ der Statistik aus, poststrukturalistische und diskursanalytische Ansätze lehnen Formalisierungen von vornherein ab und die systemtheoretisch ausgerichtete Soziologie und Kulturwissenschaft berufen sich lieber auf eine an George Spencer Brown orientierte Distinktionslogik oder favorisieren eine mehrwertige Reflexionslogik, wie sie Gotthard Günther in den 1950er und 1960er Jahren skizziert hat.⁸ Das scheint insofern verwunderlich, als sich die Anfänge fast aller geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen auf ursprüngliche Teilbereiche der Philosophie zurückführen lassen und daher deutlich Formallogik-affiner ausfallen müssten.

Zudem gab es vonseiten der klassischen Formallogik immer wieder Bestrebungen, im Rahmen einer angewandten Logik deren Objektbereich zu erweitern. Zum einen seien hier Joseph M. Bocheńskis formale Analysen zur *Religion* (1964) und zur *Autorität* (1974) genannt, die er neben seinen bekannteren wissenschaftstheoretischen Schriften⁹ in den 1960er und 1970er Jahren publiziert hat. Andererseits gab es in den 1970er und 1980er

5 | Der Begriff der klassischen zweiwertigen Formallogik ist insofern redundant, als jede Logik, der mehr als die zwei Wahrheitswerte wahr/falsch zugrunde liegen, keine klassische Logik, zumindest aber eine Erweiterung der klassischen Formallogik darstellt.

6 | Umso größer ist dafür die Rolle, die die formale Logik etwa in der Informatik spielt.

7 | Unter einem Kalkül verstehe ich einen – mathematisch oder anders symbolisch – formalisierten Aussagenapparat, der die Ableitung weiterer Aussagen ermöglicht.

8 | Exemplarisch für das Letztere Nina Orts (2007) *Reflexionslogische Semiotik* mit dem vielsagenden Untertitel *Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce*.

9 | Hier vor allem Bocheńskis *Die zeitgenössischen Denkmethode* aus dem Jahre 1954 (1993).

Jahren etwa im Rahmen einer »Analytischen Literaturwissenschaft« intensive »Bestrebungen der Verwissenschaftlichung« der Literaturwissenschaften (Köppe/Winko 2010: 133), im Zuge welcher man sich der formalen Logik als bevorzugtes »Mittel der Analyse« bediente (Freundlieb 1997: 80).¹⁰ Dass die Verfahren der klassischen Formallogik derzeit aber beinahe ausschließlich bei Mathematikern, theoretischen Informatikern, Analytischen Philosophen sowie einigen Linguisten Anwendung finden, scheint vor allem durch einen Formalisierungsgrad logischer Aussagen verursacht, welcher sich dem formallogischen Laien nur schwer erschließt. So wurde nicht nur das Werk Gottlob Freges, des Begründers der modernen Formallogik, wegen dessen diffiziler Notation von den Zeitgenossen anfänglich kaum rezipiert,¹¹ auch liest man heute etwa bei Tilman Köppe, dem Mitbegründer einer neuen Analytischen Literaturwissenschaft, dass man »nicht erwarten« könne, »dass sich Literaturwissenschaftler mit den Subtilitäten philosophischer Semantik, Modallogik oder Ontologie« und damit eben auch nicht mit dem komplexen symbolischen Inventar der formalen Logik »auseinandersetzen« (2014: 47f.).

Ein Lösungsansatz, der leider von den Analytischen Literaturwissenschaftlern erster wie zweiter Generation ignoriert wurde, lässt sich jedoch in einer »angewandten Logik«, wie Bocheński sie verstand, finden. Im Rahmen eines solchen Verfahrens gilt es zwar die »Subtilitäten« logischer Formalisierung zugrunde zu legen, sonst würde es sich nicht um eine angewandte *Logik* handeln, das Formale oder Symbolische jedoch stets auch normal- oder metasprachlich¹² zugänglich zu machen. So heißt es im Vorwort zu Bocheńskis *Logik der Autorität* auch:

10 | Als ein Beispiel hierfür sei Karl N. Renners (1983) Versuch genannt, Juri M. Lotmans Anfang der 1970er Jahre entwickelte Strukturelle Erzähltheorie in ein formallogisches System zu überführen. Ausführlich hierzu Klimczak (2013) sowie Klimczak/Petersen (2015).

11 | Erst Bertrand Russell liefert in seinen *Principles of Mathematics* (1996 [1903]) kurz vor Freges Tod eine fundierte Kritik an dessen formallogischem System, das dieser in den *Grundgesetzen der Arithmetik* (1962 [1893]) entwickelt hatte. Wobei es Russell auch gleich gelingt, Freges *Arithmetik* anhand der sogenannten Russell'schen Antinomie grundlegend infrage zu stellen.

12 | Wenn ich die Begriffe »normalsprachlich« und »metasprachlich« im Folgenden synonym verwende, dann entspricht das zugegebenermaßen nicht der gängigen Unterscheidung zwischen einer Objektsprache als Sprache erster Stufe und einer Metasprache als Sprache zweiter Stufe, die über die Objektsprache spricht. Die spezifische Verwendung des Begriffs legitimiert sich jedoch aus der hier demonstrierten Methode, formallogi-

Nun soll man sich nicht vorstellen, daß, weil es sich hier um eine logische Analyse handelt, das Buch voll von komplizierten mathematisch-logischen Formeln ist. Das ist nicht der Fall: man findet hier keine einzigen symbolisch ausgedrückten Sätze dieser Art. [...] Das bedeutet freilich aber nicht, daß man hier von gewissen elementaren Lehren der formalen Logik absehen könnte. Im Gegenteil: angewandte Logik besteht ja in der Anwendung der Logik, muß sie also voraussetzen. Aber der logische Apparat, der gebraucht wird, ist immer erklärt, so daß der Leser überhaupt keine logische Schulung brauchen sollte, um den Text zu verstehen. (1974: 13f.)

Für das Verständnis der vorliegenden Analyse soll das Analoge gelten, zumindest weitestgehend: Ihr methodischer Ansatz beschreibt sich in der Anwendung formallogischer Verfahren jenseits überspitzter Formalisierungen. Allerdings wird die Analyse nicht vollständig auf Formalisierungen verzichten. Diese werden jedoch stets metasprachlich erklärt und – das ist zumindest das Ziel – so auch für den nicht formallogisch geschulten Leser zugänglich bleiben. Mit den Mitteln einer derart verstandenen angewandten Logik werden schließlich präzise Definitionen der Begriffsfelder der politischen und (im Zeitalter der Massenmedien immer auch) massenmedialen Propaganda ermöglicht, sodass der Raum politischer Gewaltdiskurse systematisch abgeschritten werden kann – beginnend mit einer Epistemologie massenmedialer Ereignisse im ersten, über die Struktur von Gewaltdiskursen im zweiten hin zu einer Ökonomie massenmedialer Ereignisse im dritten und letzten Kapitel. Der Gliederung in genau diese drei Kapitel liegt wiederum die These zugrunde, dass sich massenmediale Diskurse über politisch motivierte Gewalt nur in der Interdependenz von Ereigniskorrespondenzen, Diskursformationen und Medienökonomien etablieren und somit auch nur in der Rekonstruktion dieser drei Konstituenten verstehen lassen.

Zugleich wird mit der Analyse selbst der Versuch unternommen, aufbauend auf ein Verfahren der angewandten Logik eine formale Diskursanalyse wenn nicht als neue Methode der Medienwissenschaft zu etablieren, so doch als eine solche zu skizzieren und in ihren Möglichkeiten und Grenzen reflexiv zu beleuchten. Im Zuge dessen soll einerseits ein neuer Weg in der medienwissenschaftlichen Forschung hin zu einer Analytischen Medienwissenschaft eingeschlagen werden, ohne, wie zu zeigen sein wird, andererseits mit dekonstruktivistischen, systemtheoretischen

sche Symbole und Formeln normal- und damit metasprachlich zu explizieren und somit über diese formale Sprache normal- und metasprachlich zu sprechen.

und diskursanalytischen Verfahren die derzeit nachhaltigsten methodischen Impulse für eine Medienwissenschaft kulturwissenschaftlicher Prägung von vornherein auszuschließen. Die Methode versteht sich vielmehr als eine integrative; so auch, wenn neben vielen anderen etwa die Überlegungen des poststrukturalistischen Medientheoretikers Jean Baudrillard immer wieder zum Ausgangspunkt eigener formallogisch fundierter Analysen genommen werden.

1 METHODISCHE EINFÜHRUNG: KLASSISCHE UND NICHT-KLASSISCHE KALKÜLE DER LOGIK

In einer Einführung in Gotthard Günthers mehrwertige Reflexionslogik findet man die folgende Passage:

Die zweiwertige Logik [...] muß prinzipiell hinsichtlich komplexer Strukturen versagen: Ein Mensch ist entweder ein Mann oder eine Frau, ein drittes Geschlecht gibt es nicht. Doch werden Menschen geboren, die sowohl männliche als auch weibliche Geschlechtsorgane besitzen, die Hermaphroditen. Die Natur schert sich nicht um den Satz vom ausgeschlossenen Dritten, sie bringt einfach Zwitter hervor. (Sütterlin 2009: 30)

Wäre das wahr, wäre die vorliegende Untersuchung an dieser Stelle bereits wieder beendet, schließlich sollen hier komplexe Strukturen beschrieben werden. Allerdings ist die klassische zweiwertige Logik doch nicht ganz so schlicht konzipiert. Das weiß auch die Autorin, Petra Sütterlin, wenn sie zuvor »den Satz vom ausgeschlossenen Dritten« durchaus treffend beschreibt. » $A \vee \neg A$, tertium non datur [...]: für jede Aussage A gilt: A oder $\neg A$ [nicht- A], aber kein Drittes. Von zwei Aussagen, von denen eine das genaue Gegenteil der anderen aussagt, muß eine richtig sein« (2009: 24). Betrachtet man das Beispiel vor diesem Hintergrund, zeigt sich schnell, dass die klassische Formallogik tatsächlich niemanden dazu zwingt, Menschen auf zwei Geschlechter zu reduzieren. Zwar lässt sich mittels der Opposition Mann versus Nicht-Mann ein, wie es formallogisch heißt, kontradiktorischer Gegensatz konstruieren, der den Objektbereich in nur zwei Teile gliedert. Aber das zwingt nicht dazu, den Begriff des Hermaphroditen aufzugeben. »Hermaphrodit« fiel nur, genau wie »Frau«, in den Bereich der »Nicht-Männer«. Die fehlerhafte Zuspitzung in Sütterlins Beispiel besteht letztlich darin, dass die Begriffe »Mann« und »Frau« im Gegensatz zu »Mann« und »Nicht-Mann« eben nicht in einem kontradiktorischen Verhält-

nis stehen, es sein denn, man wolle Frauen und alle anderen als und nur als Nicht-Männer definieren.

Und grundlegender noch: Unter Verwendung der formalen Operatoren \forall (alle), \wedge (und) und \neg (nicht) sowie der Definitionen der Prädikate G_M als ›männliche Geschlechtsmerkmale‹, G_W als ›weibliche Geschlechtsmerkmale‹, M als ›Mann-Sein‹, F als ›Frau-Sein‹ und H als ›Hermaphrodit-Sein‹ wird es nicht nur möglich, bezogen auf die Grundmenge der (erwachsenen) Menschen x die folgenden drei Aussagen zu formulieren:

$$\forall(x) M(x) \leftrightarrow G_M(x) \wedge \neg G_W(x)$$

Männer haben männliche und keine weiblichen Geschlechtsmerkmale.¹³

$$\forall(x) F(x) \leftrightarrow G_W(x) \wedge \neg G_M(x)$$

Frauen haben weibliche und keine männlichen Geschlechtsmerkmale.

$$\forall(x) H(x) \leftrightarrow G_M(x) \wedge G_W(x)$$

Hermaphroditen haben männliche und weibliche Geschlechtsmerkmale.

Es ergibt sich darüber hinaus sogar noch eine vierte Aussage über ein nicht definiertes X :¹⁴

$$\forall(x) X(x) \leftrightarrow \neg G_M(x) \wedge \neg G_W(x)$$

X haben keine männlichen und keine weiblichen Geschlechtsmerkmale.

Damit können also nicht nur Männer, Frauen und Hermaphroditen formal beschrieben werden, sondern zusätzlich noch etwas, das nicht existiert bzw. wofür es keinen Namen gibt:¹⁵ ein (erwachsener) Mensch ohne

13 | Der Allquantor steckt hier in ›Männer‹ als ›alle Männer‹; dementsprechend lautet auch die formal standardisierte Ausformulierung der Aussage, die ich (jeweils) nur als Kurzform angebe: »Für alle (erwachsenen) Menschen (x) gilt, dass sie genau dann, wenn sie männliche Geschlechtsmerkmale haben und keine weiblichen Geschlechtsmerkmale haben, Männer sind.« Vgl. zur formalen Schreibweise etwa Zoglauer (2008: 71ff., 78ff.).

14 | Um formal korrekt zu bleiben, wäre X zusätzlich als › X -Sein‹ wiederum bezogen auf den Grundbereich der (erwachsenen) Menschen zu definieren.

15 | Biologen oder Mediziner mögen mich an dieser Stelle korrigieren.

männliche und ohne weibliche Geschlechtsmerkmale. Die klassische zweiwertige Logik ist also in dem, was sie strukturell entwickeln kann, nicht unterkomplex, sie fußt bloß auf einem binären Code. Der Vergleich mit einem Computer ist hier schon deswegen gestattet, weil der Computer prinzipiell auf einer Turing-Maschine, einem Gedankenexperiment des britischen Mathematikers und Logikers Alan Turing basiert,¹⁶ also auf dem zweiwertigen Code der klassischen Logik. Trotzdem wird heute niemand Computertechnik für unterkomplex halten.

Wenn, um das Beispiel nochmals zu bemühen, Judith Butler in *Gender Trouble* (1990) aus einem poststrukturalistischen Zugang heraus das tradierte kulturelle Dispositiv¹⁷ Entweder-Mann-oder-Frau dekonstruiert, hätte sie das – zumindest dem Ansatz nach¹⁸ – auch auf der Basis einer klassischen Formallogik tun können. Dass sie dies nicht tut, wertet weder die Formallogik noch Butlers Methode ab. Beide haben ihre Berechtigung sowie ihre Stärken und Schwächen. Während, wie sich im Verlauf der Untersuchung zeigen soll, die Stärke einer angewandten Formallogik in einer begrifflichen Disziplinierung liegt – sie zwingt zur Präzision –, liegt ihre Schwäche darin, selbstreferenzielle Beziehungen zu beschreiben. Selbstreferenz – glaubt insbesondere die Systemtheorie zu wissen – treibe formallogische Überlegungen mit schöner Regelmäßigkeit in Paradoxien, in unlösbare oder nur schwer lösbare Selbstwidersprüche. Dabei ist allerdings nicht jeder Widerspruch schon eine Paradoxie. Die Aussage »Männer haben männliche und keine männlichen Geschlechtsmerkmale«, $\forall(x) M(x) \leftrightarrow G_M(x) \wedge \neg G_M(x)$, ist zwar widersprüchlich, aber nicht selbstreferenziell. Zudem führt nicht jede selbstreferenzielle Aussage in eine Paradoxie, so auch nicht die selbstbezügliche Aussage »Dieser Satz ist wahr«, dagegen aber der zugleich widersprüchliche Satz »Dieser Satz ist falsch«.

16 | Das ist etwas verkürzt dargestellt: Turing antizipierte die Funktionsweisen eines Computers mit der Turing-Maschine modellhaft, bevor er selbst an der Entwicklung von Rechenmaschinen und in der Computerindustrie arbeitete. Theoretisch entwickelte er außerdem den ebenfalls nach ihm benannten Turing-Test, mit dem bestimmt werden sollte, ob eine Maschine ›denken‹ kann.

17 | Zum Begriff des Dispositivs ausführlich Bührmann/Schneider (2008: 23ff.). Eine Protodefinition des Begriffs findet sich zudem oben, Anm. 4, im Rahmen der Bestimmung von ›Axiom‹.

18 | Tatsächlich nur dem Ansatz oder Ausgangspunkt ihrer Überlegungen nach, da es Butler letztendlich um mehr geht, nämlich darum, die Begriffe ›Mann‹ und ›Frau‹, ›männlich‹ und ›weiblich‹ als solche zu dekonstruieren und damit als epistemische Kategorien abzuschaffen.

Thomas Zoglauer etwa schreibt in seiner *Einführung in die formale Logik* zu diesem Satz: »Ist der Satz wahr, dann ist er falsch. Nehmen wir aber an, daß er tatsächlich falsch ist, dann kann es nicht stimmen, daß das, was er behauptet (nämlich daß er falsch ist) richtig ist. Also stimmt es nicht, daß er falsch ist. Daher muß er wahr sein usw.« (2008: 14). Zugleich schlägt Zoglauer eine Lösung vor, wie man die Paradoxie auflösen kann, aus formallogischer Perspektive sogar auflösen muss:

Worin liegt der Widerspruch? Der Grund für die Paradoxie liegt offensichtlich in der selbstbezüglichen Form des Satzes. Der Satz enthält eine Aussage über sich selbst. Das Wort ›falsch‹ ist ein metasprachlicher Ausdruck und referiert in diesem Fall auf den ganzen Satz als Objekt. Der Satz stellt sich damit selbst in Frage. Durch diese Selbstreferentialität wird jeder objektsprachliche Bezug unterbunden, es liegt eine Vermischung von Objekt- und Metasprache vor. [...] Paradoxien sollten uns eine Warnung sein und uns stets gemahnen, zwischen Objekt- und Metasprache eine klare Trennungslinie zu ziehen. (2008: 14ff.)

George Spencer Browns Anweisung dagegen wäre nicht »Zieh eine Trennungslinie«, sondern »Draw a distinction« (1969: 3), »Triff eine Unterscheidung«. Und so heißt es dann bei Niklas Luhmann, wenn dieser sein Theoriegebäude auf eben diesen Spencer Brown'schen Kalkül zurückführt, auch:

Ich selbst verstehe den Kalkül so, [...] dass die Unterscheidung in der Unterscheidung immer schon vorhanden war. Erst wird eine Einheit in Operation gesetzt, die im Moment des Beginns noch nicht analysiert werden kann. Erst später, wenn man Beobachtungsmöglichkeiten in den Kalkül einführt [...], wird klar, dass schon am Anfang ein verborgenes Paradox vorhanden war, nämlich eine Unterscheidung in der Unterscheidung. (2006: 74)

Bevor unterschieden wurde, wurde bereits unterschieden – ein Widerspruch also, den Luhmann als Paradoxie, als selbstreferenziellen Widerspruch oder widersprüchliche Selbstreferenz offenlegt:

Die Unterscheidung enthält sich selbst [...]. Entsprechend wird man den *reentry* [Wiedereintritt] der Form in die Form oder der Unterscheidung in die Unterscheidung oder der Differenz von System und Umwelt in das System [...] so sehen müssen, dass von sich selbst die Rede ist. Die Unterscheidung tritt in das durch sie Unterschiedene wieder ein. [...] Ist sie nun dasselbe, was sie vorher war? Ist das, was vorher war, noch da? Oder verschwindet die erste Unterscheidung

und wird zur zweiten? Die Antwort ist, dass man hier eine Paradoxie vermuten darf, dass also die Unterscheidung, die in sich selber wiedereintritt, dieselbe und zugleich nicht dieselbe ist und dass dies der ganze Trick der Theorie ist [...]. (2006: 87f.)

Wenn das der »Trick« sowohl des Spencer Brown'schen Kalküls als auch der Luhmann'schen Systemtheorie ist, dann ist die systemtheoretische Pointe folgende: Im Rahmen der Theorie kann die Paradoxie nicht nur – im Gegensatz zur klassischen Logik – gleichsam ertragen werden, sondern die Theorie macht die Paradoxie darüber hinaus nutzbar, indem sie sie inklusive ihrer Auflösung ausformuliert und die »ganze Genealogie« sichtbar macht: »den Formbegriff, den *reentry*, die Paradoxie des *reentry*« und letztlich auch »die Auflösung der Paradoxie durch die Unterscheidung von Beobachtern« (2006: 89).

Das alles geschieht jedoch metasprachlich und nicht formalisiert und damit zwar in einer Fachterminologie, aber eben nicht im Rahmen einer *formalen* Logik. Das weiß auch Luhmann, wenn er ausdrücklich darauf hinweist, dass es sich bei Spencer Browns *Laws of Form* (1969) nicht um die Ausarbeitung einer formallogischen Axiomatik handelt: »Der Text ist eine Darstellung eines Kalküls. Spencer Brown sagt ausdrücklich, dass es sich nicht um eine Logik handelt [...]. Es ist ein operativer Kalkül, also ein Kalkül, der in der Transformation der Zeichen [...] Zeit voraussetzt« (Luhmann 2006: 70f.): Mach eine Unterscheidung und auf der Basis dieser Unterscheidung wieder eine Unterscheidung, sodass sich ein System stabilisiert, fortschreibt und aus der Beobachterperspektive strukturell offenbart!

Im Gegensatz zum Spencer Brown'schen Kalkül, welcher gerade kein formales Axiomensystem darstellt, wie es hier insbesondere mit der klassischen Aussagen- und Prädikatenlogik zur Anwendung kommen soll,¹⁹ handelt es sich bei Gotthard Günthers Reflexionslogik um eine auf das Axiomensystem der Aussagenlogik aufbauende Formallogik. Günthers mehrwertige Logik ersetzt die klassische Logik nicht, sie erweitert sie gleichsam aus ihrem Kern heraus um die Möglichkeit²⁰ der Mehrwertig-

19 | Allerdings wird der Kalkül von Spencer Brown im Rahmen einer selbst entwickelten Notation durchaus auch symbolisch ausgearbeitet, was sich in der systemtheoretischen Rezeption aber nur bedingt niederschlägt, bei Luhmann praktisch gar nicht. Siehe zur ausführlichen Diskussion der Bedeutung des Spencer Brown'schen Kalküls für die Systemtheorie die von Baecker (1993, 1993a) herausgegebenen Anthologien.

20 | Der Begriff der Möglichkeit wie auch der Begriff der Notwendigkeit wird im Folgenden, wenn nicht anders expliziert, metasprachlich und nicht etwa im Sinne der Modallogik verwendet.

keit.²¹ Der Gewinn dabei ist, dass Günther selbstreferenzielle Reflexionsprozesse scheinbar formalisierbar macht, sodass man nun »sinnvolle Analysen und Deutungen noch dort durchführen« kann, »wo zweiwertige Theorien nur Widersprüche oder Paradoxien erkennen lassen« (Ort 2007a: 11). Der Preis ist jedoch, dass drei- und mehrwertige Logiken schlicht nicht zu konsistenten Axiomensystemen ausformuliert sind und damit auch keine konsistente Formalisierung, zumindest keine des hier zu untersuchenden Objektbereichs, ermöglichen.²² Daher fällt die methodische Entscheidung der vorliegenden Untersuchung auch dergestalt aus, dass Formalisierungen nur auf der Basis einer zweiwertigen Logik und ihrer Axiomatiken vorgenommen und im Rahmen einer angewandten Logik stets metasprachlich expliziert werden.

Während also einerseits nicht einfach nur über Formallogik (metasprachlich) referiert werden soll, ohne dass diese auch ›der Form nach‹ betrieben wird, soll der ›reflexiven Schwäche‹ der klassischen Logik andererseits damit begegnet werden, dass Reflexionen, insbesondere über die Möglichkeiten und Grenzen des angewandten formalen Systems, auch unter Einbezug systemtheoretischer und poststrukturalistischer Ansätze, metasprachlich ausformuliert werden. Wie gesagt, methodisches Ziel der Untersuchung ist Transparenz des eigenen Ansatzes und Offenheit gegenüber anderen methodischen Ansätzen.²³ Terrordiskurse, vor allem der im Folgenden kurz umrissene ›War on Terror‹-Diskurs, bilden im Zuge des-

21 | Hierzu einfürend Sütterlin (2009: 47ff.) sowie Günther (1976, 1979).

22 | Eine Einführung in verschiedene »mehrwertige Aussagenkalküle« bietet etwa Borkowski (1977: 346ff.). Dass er von Kalkülen und nicht von Axiomatiken spricht, hat wiederum damit zu tun, dass diese formalen Ansätze in der Regel nicht ausformuliert werden, zumindest nicht zu konsistenten Axiomatiken wie denen der klassischen Aussagen- und Prädikatenlogik (Zoglauer 2008: 114f.), welche im Folgenden Anwendung finden sollen. Der Grund für die Problematik dreiwertiger Kalküle liegt in den weitreichenden Konsequenzen der Dreiwertigkeit. So würde bei einer dreiwertigen Aussagenlogik, der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch, $\neg(p \wedge \neg p)$: »Es kann nicht zugleich p und nicht p der Fall sein«, weiterhin vorausgesetzt, neben dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten, $p \vee \neg p$: »Es ist p der Fall oder nicht p der Fall«, auch die doppelte Negation, $\neg\neg p \rightarrow p$: »Wenn nicht der Fall ist, dass p nicht der Fall ist, dann ist p der Fall« (Tetens 2004: 298), wegfallen. Damit wären deutlich weniger Folgerungen möglich als in der klassischen Logik. Ansätze einer entsprechenden dreiwertigen Logik finden sich bereits Anfang des 20. Jahrhunderts bei Luitzen Brouwer in dessen intuitionalistischer Logik und in deren Ausformulierung durch Arend Heyting (1930), haben sich aber – wohl aufgrund dessen – nicht durchsetzen können.

23 | Dass zwar vieles, aber selbstverständlich nicht alles miteinander kombinierbar ist, wird sich im Verlauf der Untersuchung ebenfalls zeigen.

sen den inhaltlichen Ausgangspunkt, da Terrordiskurse mitten ins Thema führen und gleichsam aus dieser Mitte heraus das Feld von Diskursen über politisch motivierte Gewalt und ihre Täter – wie sich zeigen soll – systematisch analysierbar und modellierbar machen.

2 THEMATISCHE EINFÜHRUNG: EINE KURZE MEDIENGESCHICHTE DES ›WAR ON TERROR‹

Seit der Jahrtausendwende heißt über Terror und Terrorismus zu sprechen fast zwangsläufig auch, über die Anschläge der al-Qaida am 11. September 2001 und deren unmittelbare Folge, den ›War on Terror‹, zu sprechen. Vom 11. September und seinen Folgen zu sprechen, heißt wiederum nicht, über Ereignisse an sich, sondern über Medienereignisse zu sprechen: »Was wir über die Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien. Das gilt nicht nur für unsere Kenntnis von der Gesellschaft und der Geschichte«, es gilt – so möchte man Luhmann (2004: 9) fortschreiben – in ganz besonderem Maße auch für die Ereignisse während und nach dem 11. September. Sowohl die Anschläge als auch die Kriege in Afghanistan und im Irak wurden von Anfang an in den Medien inszeniert und auch die damit verbundenen Legitimations- und Delegitimationsdiskurse von Anfang an in den Massenmedien öffentlich propagiert. Die Geschichte des ›War on Terror‹ sowie seiner Ideologie ist somit eine Mediengeschichte, die sich, wenn auch anders,²⁴ so doch auch folgendermaßen erzählen lässt:²⁵

Am 3. November 2001 veröffentlichte die französische Tageszeitung *Le Monde* einen Artikel von Jean Baudrillard. Dieser Artikel sollte in den nächsten Wochen eine Welle der Entrüstung in der internationalen Presse auslösen. Dabei machte Baudrillard zunächst einmal nichts anderes, als

24 | Beispielsweise als eine diskursive Ideologieggeschichte, wie sie Eva Kenny und Rory Rowan (2008) skizzieren, als »Hollywood Film and Disney Television Republican Propaganda«, wie sie Douglas Kellner (2008) polemisierend zeichnet, oder auch als eine interkulturelle, abendländische wie morgenländische, Geschichte in der Literatur manifester anthropologischer Dispositive der Selbsterstörung, wie sie Arata Takeda (2010) ausführlich entwickelt. Die Liste scheint, wie bereits eingangs angemerkt, schier endlos.

25 | Siehe als Vorstudie zur folgenden Mediengeschichte des ›War on Terror‹ Petersen (2007) und weiterführend Petersen (2008).

auf das Offensichtliche hinzuweisen, indem er den Symbolwert der Anschläge vom 11. September herausstellte:

Let us be clear about this: the two towers are both a physical, architectural object and a symbolic object (symbolic of financial power and global economic liberalism). The architectural object was destroyed, but it was the symbolic object which was targeted and which it was intended to demolish. (2002: 47f.)

Der Symbolwert der Anschläge ergibt sich mit Baudrillard aus dem Symbolwert seiner Ziele. Die Anschläge galten – weniger real als symbolisch und medial – den Vereinigten Staaten in ihren zentralen Institutionen. Und genau so wurde der Terrorakt in den westlichen Medien kolportiert, als ein Angriff auf die militärischen, demokratischen und wirtschaftlichen Grundfesten der letzten Supermacht und mit ihr der gesamten westlichen Welt. Die Wirkung, die Reichweite und die intendierte symbolische Eskalation eines Anschlages mit äußerst begrenzten Mitteln resultierten aus dem synekdochischen Wert seiner Ziele: Ein Teil wurde für das Ganze attackiert, das Pentagon für die militärische Führung, die USA für den Westen und das World Trade Center für einen globalisierten Kapitalismus.

Dabei zielten die Anschläge, das wusste auch Baudrillard, nicht nur auf Gebäude oder deren Symbolwert, schließlich wurden knapp 3.000 Todesopfer gezählt. Das Entscheidende für die Medienwirkung der Anschläge war allerdings nicht ausschließlich die hohe Zahl der Toten, sondern dass es sich einerseits vorrangig um Zivilisten und andererseits um zufällige Opfer handelte. Indem sich die Anschläge nicht etwa auf Soldaten oder die Mitglieder der US-Regierung beschränkten, wurde der Kreis der potenziellen Opfer totalisiert, verkündeten die Anschläge eine Eskalation der terroristischen Gewalt weit über die Anschläge selbst und ihre konkreten Opfer hinaus; eine Eskalation der Gewalt, die bereitwillig von den Massenmedien kolportiert und potenziert wurde. In den Massenmedien erst konnte sich die terroristische Botschaft gänzlich entfalten und allen potenziellen Opfern ihre Verwundbarkeit vor Augen führen.

Wie reagierte nun die US-Führung? Von Anfang an ging es ihr auch darum, den Terror dort zu bekämpfen, wo er sich entfaltet hatte, nämlich in den Medien. Es war Krieg, und Kriege werden, wie der damalige US-Außenminister Colin Powell bereits nach dem Golfkrieg 1991 öffentlich zu verkünden wusste, nicht mehr auf den Schlachtfeldern, sondern in den Medien gewonnen: »Wenn alle Truppen in Bewegung sind und die Kommandeure an alles gedacht haben, richte deine Aufmerksamkeit auf das Fernsehen, denn du kannst die Schlacht gewinnen und den Krieg verlie-

ren, wenn du mit der Story nicht richtig umgehst« (zit. n. Frohloff 2003). So trat der ›War on Terror‹ in seinen Medialisierungsstrategien buchstäblich mit der Strategie der Anschläge in Konkurrenz: Auf die Verbreitung der terroristischen Bedrohung wurde mit Versuchen der Einengung – etwa des Täterkreises – reagiert. Dem Polymorphen des Terrors wurden eindeutige Interpretationsschemata entgegengestellt, die Anschläge wurden entkontextualisiert, kurz: der medialen Eskalation des Terrors wurde mit einer Strategie der medialen Deeskalation begegnet.

Die reale Gewalt der zwei Kriege in Afghanistan und im Irak, mit denen die USA auf die Anschläge reagierten, eskalierte allerdings weit über das Maß der Anschläge hinaus. Daher musste die US-Regierung im Zuge des ›War on Terror‹ nicht nur die terroristische Bedrohung medial deeskalieren, sondern auch die eigene militärische Gewalt. Die damit einhergehende ideologische Einengung wurde zwar bereits kurz nach den Anschlägen von Linksintellektuellen wie Judith Butler und Noam Chomsky kritisiert, diese blieben jedoch in den USA lange ungehört. Judith Butler beklagte etwa, dass die Ereignisse des 11. Septembers im massenmedialen Diskurs stets auf eine US-amerikanische Opferperspektive verkürzt würden. Man isoliere sich, so Butler weiter, als singuläres Opfer von der Weltgemeinschaft, indem man die Anschläge vom 11. September 2001 ihrer Vorgeschichte beraube. Auf diese Weise entzögen sich die USA jeder Verantwortung, ja sogar jeder Rolle bei der Entstehung von terroristischen und antiamerikanischen Tendenzen. Und so ziele die von George W. Bush öffentlich formulierte Frage »Why do they hate us so much?« auch nicht auf eine Antwort (zit. n. Butler 2004: 3). Bushs Frage solle vielmehr rhetorisch bleiben und demonstrativ Unverständnis signalisieren. Allerdings scheute sich Noam Chomsky nicht, die Frage zu beantworten:

George W. Bush hat es auf den Punkt gebracht: »Warum hassen sie uns?« Diese Frage ist nicht neu, und Antworten darauf sind nicht schwer zu finden. Vor 45 Jahren erörterte Präsident Eisenhower mit seinem Stab die »gegen uns gerichtete Haßkampagne« in der arabischen Welt, die »nicht von den Regierungen, sondern von der Bevölkerung« betrieben wurde. Der Grund dafür liege, so der Nationale Sicherheitsrat, in der US-amerikanischen Unterstützung korrupter und brutaler Regierungen, die Demokratie und soziale Entwicklung verhinderten. Damit wollen die USA vor allem ihren »Einfluß auf die Ölquellen des Nahen Ostens sichern«. (2002: 9f.)

Zudem verweist Chomsky auf die Unterstützung der afghanischen Taliban und Saddam Husseins durch die US-Regierung in den 1980er Jahren

(2002: 22, 2004: 96). Jedoch blieben auch Chomskys Antworten in den Massenmedien weitgehend ungehört, da niemand ernsthaft nach ihnen fragte. Könnten doch – so die mediale Selbstinszenierung der US-Führung – die USA als Opfer nicht für die Ereignisse mitverantwortlich gemacht werden.

Dementsprechend wurde durch George W. Bush und die Sprecher seiner Regierung auch die öffentliche Auseinandersetzung mit den Anschlägen festgeschrieben. Es wurde ein klares Verursacherprinzip propagiert, mit dem die Anschläge einerseits einem überschaubaren Täterkreis zugeschrieben werden konnten, andererseits wählte Bush in seinen Ansprachen seit dem 11. September 2001 eine Rhetorik klarer Täter-Opfer-, Gut-Böse- und Freund-Feind-Dichotomien. So verkündeten es etwa Bushs vielfach kolportierte Slogans »We are in a conflict between good and evil« oder »Either you're with us or you're with the terrorists« (zit. n. Jackson 2005: 67, Butler 2004: 12). Wer hier gut und wer hier böse, wer hier Freund und wer hier Feind sein sollte, stand dabei von Anfang an außer Frage. Vonseiten der US-Regierung wurden also Interpretationen der Anschläge propagiert, die dem Terrorakt insofern entgegenwirken sollten, als sie in ihrer dichotomen Rollen- und Schuldzuschreibung die Welt anhand eindeutiger und überschaubarer, vor allem aber vertrauter Muster neu ordneten. Gerade das Paradigma ›demokratischer Westen‹ versus ›totalitärer Islamismus‹ scheint direkt dem Kalten Krieg entliehen. Daneben dienten die reduktionistischen Schemata dazu, die Vergeltungsschläge des ›War on Terror‹ zu legitimieren. Nach dem 11. September konnte nicht nur fast jede militärische Intervention unter dem immer selben Label subsumiert werden, sondern der von den Medien weitgehend unkritisch kolportierte Begriff des ›War on Terror‹ propagierte auch die hegemoniale Ideologie derer, die den Begriff in die Welt gesetzt hatten: Terror ist das, was die anderen produzieren. Man selbst führt reaktive oder im Rahmen der Bush-Doktrin sogar präventive Kriege gegen den Terror,²⁶ und zwar Kriege, denen selbst ausdrücklich kein Element des Terrors anhaften soll.²⁷

Dabei basierte die propagierte Ideologie des ›War on Terror‹ zunächst, das heißt schon vor den Kriegen in Afghanistan und im Irak, auf einer Strategie der Personifizierung des Terrors in Gestalt Osama bin Ladens.

26 | Siehe zur Geschichte der US-amerikanischen Rhetorik des ›Präventivkrieges‹ Chomsky (2002: 11ff.).

27 | Judith Butler merkt dazu ironisch an: »Like ›terrorist,‹ ›slaughter‹ is a word that, within the hegemonic grammar, should be reserved for unjustified acts of violence against First World nations, if I understand the grammar correctly« (2004: 13).

Nach kürzester Zeit zirkulierte das Bild bin Ladens in allen Medien,²⁸ so dass selbst die direkt am Anschlag beteiligten Attentäter um Mohammed Atta dahinter regelrecht verschwanden. Der Terror bekam mit Bin Laden einen Namen und vor allem ein Bild, das nicht zuletzt auch dazu geeignet war, die Schreckensbilder der kollabierenden Twin Towers – im eigentlichen wie im übertragenen Sinne – zu verdrängen. Die operationale Funktion der omnipräsenten Bilder Bin Ladens ist offensichtlich. Es ging darum, die Anschläge einem singulären Verursacher zuzuschreiben, um den Terror dann mit einem konventionellen Krieg gegen Afghanistan beantworten zu können. Damit wurde der Terror in die vertrauten Bahnen erprobter und konventionalisierter militärischer Gewalt überführt, womit schließlich auch der Verunsicherungsstrategie der Anschläge entgegengewirkt werden konnte.

Am Beispiel der Personifizierung des Gegners im ›War on Terror‹ zeigte sich aber auch, wie die damalige US-Führung die ihr in den westlichen Medien eingeräumte Definitionshoheit wieder verspielte: Wenn man die Kriegsgegner gleichsam auf ein Idol des Terrors einschränkt und der Krieg damit legitimiert werden soll, dann macht ein ständiger Wechsel der ›Galionsfigur‹ des Terrors ebenso wie der ständige Wechsel der Motive für den jeweiligen Militäreinsatz die eigene Propaganda letztlich unglaubwürdig. So wechselten die Gegner im ›War on Terror‹ von Osama bin Laden über Saddam Hussein hin zum iranischen Präsidenten Mahmud Ahmadineschad, der sich 2006 mit antisemitischen Äußerungen und im Konflikt um das dortige Atomprogramm als neue Galionsfigur eines islamischen Fundamentalismus anbot, um nicht zu sagen aufdrängte. Mit den Kriegsgründen verhielt es sich ähnlich. Schon während des Afghanistankrieges wurden immer wieder neue Gründe angeführt. Erst ging es um bin Laden, dann gegen das Taliban-Regime und schließlich wurde der Krieg von Bush gar als ein humanitärer Einsatz zur Befreiung der unterdrückten arabischen Frau propagiert – ganz zu schweigen von der Legitimation des Irakeinsatzes anhand vermeintlicher irakischer Massenvernichtungswaffen.

Dass die Strategie der Personifizierung des Terrors trotz der dadurch produzierten Inkonsistenzen innerhalb der Bush-Propaganda so hartnäckig reproduziert wurde, hat neben der damit verbundenen Möglichkeit einer (massen)medientauglichen Simplifizierung eigentlich komplexer Sachverhalte²⁹ noch eine andere Ursache – nämlich die, dass die Feindper-

28 | Siehe hierzu Bleicher (2003: 66), die das Auftauchen der Bin-Laden-Fotos bereits während der ersten Stunde der Liveberichterstattung der Anschläge beobachtet.

29 | Was hier bloß eine Behauptung ist, wird im dritten Kapitel der Untersuchung ausführlich begründet.

sonifizierung untrennbar mit der hegemonialen Ideologie verbunden war, auf der die Selbstdarstellung der US-Regierung beruhte. Indem man den vermeintlich singulären Kriegsgegner öffentlich als Terroristen und Verbrecher ausweist, stellt man sich selbst auf die Seite des Gesetzes. Ja, man ist das Gesetz, gegen das im ›War on Terror‹ jede Form des Widerstands verstößt. Im Rahmen dieses hegemonialen Diskurses gestanden die westlichen Medien der US-Regierung eine Definitionshoheit zu, die selbst noch im Falle von Kriegsverbrechen der USA griff. Wenn nämlich die Folterungen von Abu Graib oder das Massaker im irakischen Haditha am 19. November 2005 als Kriegsverbrechen verhandelt wurden, legitimierte das, trotz aller medialen Kritik am konkreten Vergehen, den Krieg selbst als gesetzeskonform: Das Kriegsverbrechen bestätigt implizit die Rechtmäßigkeit eines Krieges, der im Falle des Irakeinsatzes gegen geltendes UN-Recht verstieß. Und so war es nur konsequent, wenn George W. Bush in einer ersten Reaktion auf das Massaker von Haditha bloß lapidar äußerte: »Sollten sich die Anschuldigungen als richtig erweisen, werden die verantwortlichen Soldaten bestraft.«³⁰ Einzelne ›Kriegsverbrecher‹ sollten bestraft werden, das militärisch-politische System selbst blieb über jeden Zweifel erhaben.

Bushs Reaktion zeigt nicht zuletzt, dass investigative Kriegsberichte, dass die Nachrichten über zusehends sinnlos erscheinende Kriegseinsätze in Afghanistan und über die Folterungen in Abu Graib und Guantanamo allein kaum zu einem Umdenken geführt hätten. Vielmehr scheint es, als ob die Bush-Administration die Definitionshoheit darüber, was Terror ist und was nicht, wer als Täter, Verbrecher und Terrorist und wer als dessen unschuldiges Opfer verhandelt wird, mittels einer inkonsistenten Propaganda immer wieder neuer Kriegsgegner und -gründe verspielt hat. Und auch der Begriff ›War on Terror‹ mit all seinen Implikationen trat zusehends mit Begriffen wie ›Terror War‹ in Konkurrenz:³¹ Der einstige Krieg gegen den Terror wurde im massenmedialen Diskurs nach und nach zu einem Krieg, dem nun nicht nur selbst Aspekte des Terrors anhafteten, sondern der zusehends auch als Staatsterror der USA begriffen wurde. So blieb Bushs Amtsnachfolger Barack Obama vor dem Hintergrund einer nun fast gänzlich ins Gegenteil umgeschlagenen öffentlichen Meinung auch nichts anderes übrig, als einen »friedlichen Neuanfang« anzukündigen.³² Die Kriege in Afghanistan und im Irak dauern jedoch bis heute an, das Ge-

30 | So zitierte die *Tagesschau* am 31. Mai 2006 George W. Bush.

31 | Exemplarisch hierfür Kellners Monografie *From 9/11 to Terror War* (2003).

32 | So unter anderem in seiner (hier zitierten) Rede an der Universität von Kairo am 4. September 2009, die Obama unter dem Applaus der 3.000 Zuhörer symbolträchtig

fangenenlager in Guantanamo Bay wurde entgegen den Wahlversprechen Obamas bis heute nicht vollständig geräumt. Daran ändert weder der Umstand etwas, dass Barack Obama am 10. Dezember 2009 in Oslo der Friedensnobelpreis verliehen wurde, noch dass Osama bin Laden am 2. Mai 2011 vor laufenden Kameras in einem Versteck in Pakistan aufgespürt und erschossen wurde. Denn das sind buchstäblich andere Geschichten, die im Folgenden im Rahmen einer rekurrenten Bezugnahme auf den massenmedialen ›War on Terror‹-Diskurs, wenn auch nicht in Gänze, so doch zum Teil noch rekonstruiert werden sollen.

Was hier zunächst von Interesse ist, ist vielmehr folgender Umstand: Dass sich zwischen 2001 und 2009 die massenmediale Definitionshoheit im Terrordiskurs weitgehend losgelöst von konkreten Opferzahlen und Kriegsverläufen verschoben hat, liegt, so hat es den Anschein, weniger im Verlauf der Ereignisse als im Wesen der Massenmedien selbst begründet. ›Realität‹, auch die eines Krieges, ist offensichtlich etwas, das sich in den Massenmedien erst diskursiv als Medienereignis konstruiert. So scheint es nicht primär darum zu gehen, welche ›Kriegsverbrechen‹, Schäden und Opfer ein Krieg tatsächlich verursacht, sondern wie diese in den Medien als Medienereignis verhandelt werden; das heißt vor allem, wie die zentralen Akteure und ihre Gewaltanwendung im massenmedialen Diskurs definiert werden. Es geht also letztlich um die Frage nach der Definitionshoheit: Wer ist unter welchen Umständen im Besitz der Definitionshoheit? Ist der Rahmen dieser Definitionsmacht unbegrenzt? Kann also jeder Begriff im Terrordiskurs beliebig besetzt werden?

Bevor im zweiten Kapitel genau diese Fragen ausgehend von den Begriffen ›Terrorist‹ und ›Freiheitskämpfer‹ systematisch beantwortet werden sollen, stellt sich zunächst die grundlegendere Frage nach der Realität von massenmedialen Ereignissen. Es bedarf erst einer Theorie des Medienereignisses, einer Antwort auf die Frage, inwieweit massenmediale Ereignisse der Gewalt – Berichte über Terror, Staatsterror, Krieg etc. – in ihrer diskursiven Struktur und reproduktiven Ökonomie an extramedialen Ereignissen ausgerichtet sind, um dann entscheiden zu können, wie massenmedialen Diskursen über politisch motivierte Gewalt in ihren jeweiligen Formierungen analytisch beizukommen ist.

mit der »arabische[n] Begrüßungsformel as-Salamu alaikum (Friede sei mit Euch)« einleitete (FAZ.NET 2009/06/04).